

(Nachdruck verboten.)

22)

Das Weibervorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Die Hütte würde er ausbauen lassen; nein, eine neue kaufen, einen Bauernhof! Vielleicht gar die Eichelhütte, drüben gen Himmerod zu, deren schloßähnlicher Bau über die Eichenwipfel ragte. Da hatte ihn sein Vater vorbeigeführt, als er noch ein Knabe war; da hatten sie am Bitter gestanden und neugierig in den Park gelugt. Ein reicher Herr hatte im Schloßchen gewohnt, der war längst tot, und der jetzige Besitzer wollte es verkaufen. Wenn er nun der Herr würde!

Wie die Zeit sich freuen würde! Was die da unten im Grab wohl dazu sagen würden! Er kniete nieder, legte sein Ohr an den Hügel und horchte.

Tief, tief innen in der Erde glaubte er was zu hören, ein Summen und Rauschen, ein Flüstern und Rausen; hohl wie aus einem Faß drang's an sein Ohr. Ein Schauer überlief ihn — das kam aus der Ewigkeit! — — — „Wie mer sech bett', e su schläft mer," hatte so sein Vater nicht immer gesagt?

Zitternd flüsterte Peter: „Sollen ech et duhn — sollen ech et net duhn?"

Und die Stimme aus der Tiefe antwortete: „Du sollst!"

Da sprang er auf. Der Kirchhof war leer. Hinter den Bergen verkoch sich schon die Sonne, und im Säuseln eines Lüftchens fladerten die Gräberkerzen höher.

Von Schauern überrieselt giug Peter, die Füße waren ihm wie gelähmt; langsam, ungewiß machte er Schritt für Schritt. Auf dem großen Kreuz, das sich mit der Gestalt des Heilands in Lebensgröße inmitten des Kirchhofs erhebt, lag ein blendender Schein; gerade auf die Inschrift fiel er, die sich in goldenen Buchstaben über den mittleren Querbalken zieht.

„Amor me cruci affixit.“

Was hieß das? Nie hatte Peter darüber nachgedacht, nun stand er in Sinnen verloren. Er buchstabierte, und dann starrte er hinaus zu dem dornengekrönten Leidensantlitz, bis ihm die Augen übergingen.

Plötzlich schreckte er zusammen, eine Hand legte sich auf seine Schulter — ah, der geistliche Herr! Er riß die Mütze vom Kopf.

„Seh einer, der Miffert!" sagte der Geistliche wohlgefaunt und schlug ihm mit dem Brevierbüchlein, das er stets bei dem täglichen Spaziergang mit sich führte, leicht auf den Rücken. „Na, wie steht's mit dem Kronleuchter? Seid Ihr bald fertig?"

„Nä, nä," stotterte Peter erschrocken, die gutmütige Stimme klang ihm wie die Posaune des jüngsten Gerichts. „Eweil sein ech noch net e su weit, ech — eweil — äwer bal — ech —"

„Ich glaube es wohl, das ist knifflige Arbeit!" Der Geistliche legte ihm selber die Entschuldigun in den Mund, Peter schnappte danach wie ein Fisch nach dem Köder.

„Dat es et, dat es et," beeilte er sich zu versichern. „Ech arweiden Dag on Nacht, äwer —"

„Ich habe es gehört," unterbrach ihn der Pfarrer freundlich. „Das ist brav, mein Sohn. Deine Arbeit wird schon wohl gelingen; Mariä Sohn selber" — er wies hinauf zum Kreuz, das sie hoch und breit überragte — „wird Dich in seine Fürbitte aufnehmen!"

Ein Stich giug Peter durch und durch, er fühlte, wie eine heiße Blutwelle ihm ins Gesicht schob; sehen sah er hinauf zu dem verzerrten Leidensantlitz.

Der goldne Glanz vom Himmel hatte sich gewandelt, rot wie Blut war er geworden und umspielte mit flammendem Schein die eingemeißelte Schrift. Sie stimmerte vor seinen Augen.

„Das stiecht wat", stammelte er und zeigte mit dem Finger hinauf, „wat heißt dat?"

„Amor me cruci affixit — Liebe hat mich an's Kreuz geschlagen", sprach der geistliche Herr und wandte sich zum Gehen. Er nickte noch einmal zurück: „Guten Abend, guten Abend — ich komme in den nächsten Tagen selber zu Euch, Miffert, und sehe nach Eurer Arbeit." Mit segnendem Gruß

hob er die Hand. Sein Brevier murmelnd, tauchte er hinter den Hügeln unter.

Einsam war wieder der Kirchhof; so still war's um Pittchen, daß er das eigene Atmen als lautes Geräusch hörte.

Schwerfällig ließ er sich auf dem Sockel des Kreuzes nieder.

„Liebe hat mich ans Kreuz geschlagen." . . . Ja, die Liebe! Seine Brust hob sich unter einem tiefen Seufzer — die war's! Eine große Erleichterung kam über ihn. Was er that, that er ja auch nicht für sich, nur aus Liebe zu andern — da waren die Zeit, das Josephchen und die andern alle — aus purer Liebe!

Sein unsterker Blick wurde ruhiger, er heftete ihn fest auf das Bild des Gekreuzigten. Der da oben litt, und er selbst litt auch. . . . Ja, leicht war's nicht, am Kreuz zu hängen! Aber die Angst, die Angst, die er hatte, war die nicht noch schrecklicher?!

„Wann se mech attrapieren, gäm ech vielleicht aach ufgehang," murmelte er finster. „Nä, dat duhn se eweil net mieh, äwer se sperren mech ein, wuh Sonn on Mond net scheinen, wuh mer kein Luft kriecht, wuh mer — ha! —" Er holte tief und zitternd Atem, der Kopf sank ihm auf die Brust. Aber gleich darauf hob er ihn wieder.

Die Gestalt des Heilands verschwamm schon im Grau des rasch sinkenden Abends, nur um das Haupt wob sich noch ein flüchtiger Schimmer wie eine Glorie. Es schien sich zu neigen.

Mit unterdrücktem Schrei streckte Peter die Hände aus — ja, der da oben, der verstand ihn! Amor me cruci affixit, der würde ihn nicht zu Schanden kommen lassen!

Er warf sich am Fuße des Kreuzes nieder und betete, wie er es noch nie gethan. Getröstet stand er auf; einen vertraulichen Gruß sandte er noch hinauf, ein verständnisvolles Nicken.

Festen Fußes schritt er an den Gräbern entlang. Es war fast dunkel, die Lichtchen niedergebrannt, nur hie und da fladerte noch eins wie ein Irrwisch mit aufzudendem Schein.

Als er das Gatter des Friedhofs schloß, pfiß er. Er fühlte sich so leicht, so vergnügt; nun wußte er, was er zu thun hatte, nun wurde nicht länger gefackelt.

Von der Eichelhütte her kam ein Wägelchen über die Chauffee, es rollte dicht an ihm vorüber. Er erkannte den Besitzer der Eichelhütte, den Herrn van Deuren, darauf, der immer nur zweimal im Jahr ein paar Tage zur Jagd herkam; der neben ihm sitzende dicke Mann, mit einem Wollenshawf verummüelt und Ohrentlappen an der Mütze, war ihm fremd. Wer war denn das? Neugierig sah Peter dem Gefährt nach.

Dicht vorm Dorf stieß er auf Krummscheidt. Donnerwetter, der kam ja von seiner Hütte heruntergestelzt, was wollte denn der oben? Na — Peter lachte in sich hinein — der hatte wohl Angst um sein Geld?!

Geschmeidig grüßte er den Alten: „N'Abend, Vadder Krummscheidt!"

Dieser hielt ihn fest. „Saot Pittchen, wie stiecht et eweil met mein Dahlersch, hä?" Man merkte es dem Alten an, er wollte es nicht gern mit dem Pittchen verderben; er suchte einen Vorwand. „Et duht mer laad, det ech ebbes dervon saon moß, äwer ech — ech sein schwer in Onverläjenhaat, ech haon ebbes zo zaohlen; et pressiert!"

Pittchen lächelte. Krummscheidt deutete dies Lächeln falsch, die Angst überkam ihn. „Ech moß mein Gald haon," stieß er grob heraus.

„Zufswit," sagte Peter gelassen, „Ihr könnt et jeden Romang haon, wann Ihr wollt. Kommt bei mech eruf, lao könnt Ihr se metholen, de Dahlersch!"

„Nä, nä." . . . Der Alte traute nicht recht, er fürchtete Prügel. . . . „Kommt lieber bei mech, dann drinke mir e Schöppche."

„Nä!" Jetzt, wo es zur That giug, bebte Peter doch plötzlich zurück, eine jähe Angst überfiel ihn, sein Herz hämmerte, daß er's bis in den Hals spürte. „Eweil kann ech net," sagte er hastig, „Zeit wat! Morjen — morjen!"

„Morjen — gewiß on waohrhastig?“ Der Alte packte ihn am Rockschöß.

„Morjen,“ sagte Pittchen gepreßt und entwand seinen Rock den knöchernen Fingern.

Eilig rannte er heim; er fand die Zeiß, in Thränen aufgelöst, an der Wiege. Das Josephchen verdrehte die Augen, ballte die Fäustchen und zog die Beinchen krampfhaft herauf an den Leib.

„Wann mir noren dän Gähr Dokter hätten! Wann ons Josephche dem sein Medezin einhole köunt, gäb et gesond! Josephche, mei Josephche, eß duhn mer e Lad an — stärvo net, Josephche, mei Josephche!“ Schreiend warf sie sich über das Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Ephraims Breite.

(Karl Hauptmann.)

Unser Dichter ist der Bruder Gerhart Hauptmanns, was litterarisch gesehen — nicht so ohne weiteres eine beneidenswerte Thatsache zu sein braucht. Der Dichter der „Weber“ hat sich eine feste Position und eine Schaar von Anhängern erworben, die für ihn durchs Feuer geht. Es wird darunter manchen geben, der geneigt ist, in Karl Hauptmann nur den Bruder des Meisters, nicht aber einen selbständigen Dichter zu sehen. Es kommt noch dazu, daß der Reizung durch eine Reihe von Kennerlichkeiten Nahrung zugeführt wird. Karl Hauptmann schildert die schlesische Heimat — wie Gerhart; Karl Hauptmann läßt Bauern auftreten — wie Gerhart. Er bedient sich des schlesischen Dialekts — wie Gerhart. Und endlich ist auch sein dramatischer Stil im wesentlichen dem seines Bruders gleich.

Trotz alledem habe ich aus „Ephraims Breite“ den Eindruck gewonnen, daß Karl Hauptmann ein origineller Dichter ist. Soweit die Verwandtschaft mit Gerhart in Kennerlichkeiten besteht, besagt sie überhaupt nichts und soweit sie tiefer liegt, ist sie durch gemeinsame Heimat und Herkunft genügend erklärt. Gerhart hat Leistungen hinter sich, die ihm für immer unsre Verehrung sichern; aber Karl Hauptmann beweist in seinem letzten Drama, daß er sehr wohl neben seinem Bruder stehen kann, ohne zu verschwinden. Eine ergreifendere Frauengestalt als die weibliche Heldin des Stücks hat auch Gerhart nie geschaffen, und die tragische Stimmung des letzten Akts klingt so rein und tief, daß man schon nach den „Webern“ greifen muß, um sie in Kraft und Fülle übertreffen zu finden.

In der Berliner Presse ist es von „Ephraims Breite“ bisher merkwürdig still geworden. Aus Breslau ist die Meldung eines Erfolges gekommen, sonst hat man von dem Stück wenig gehört. Vor allen Dingen entsinnen wir uns nicht, irgendwo gelesen zu haben, daß eine Berliner Bühne das Stück zu geben gedächte. Hoffentlich haben wir die Ankündigung übersehen oder sie erscheint noch, falls sie bisher noch nicht erschienen ist. Es ist gewiß ein Vorzug, daß wir in Berlin die Hintertreppen-Litteratur von Philippi und Konjorten in so schöner Auswahl beisammen haben. Immerhin aber wäre es erwünscht, auch einmal einen Mann von Herz und Talent zu hören, wenn er natürlich auch keineswegs auf das Wohlwollen rechnen kann, das man in der deutschen Hauptstadt den Leuten vom Schläge des Herrn Philippi entgegenzubringen pflegt.

„Ephraims Breite“ ist ein Bauernstück. Gotthold Ephraim ist ein reicher Bauer, in dessen Haus es nicht zum besten steht. Der Sohn ist ein energieloser, schlaffer Mensch, den der Aufrechte und tüchtige Vater verachten muß. Die Mutter ist eine Durchschnittsfrau, die in sentimentalischer Liebe den Jungen streichelt, wenn der Vater ihn gescholten hat. Einzig und allein von des Vaters tüchtiger Art ist Breite, die Tochter des Hauses. Breite ist eine von den sonderbaren verschlossenen und zugleich tiefen Naturen, die auf dem Lande nicht selten sind. „Du denkst, ich war mich afu mit Redensarta abspeisa lo'n wie die andern,“ sagt sie einmal ihrem Liebhaber. „Ich bihn nee wie die andern. Was ich bihn, das bihn ich. Was ich ha, das will ich au alleine ha'n. Das war ich freilich mit kenne andern teilen, daß Du's wißt.“ Breite fählt den Gegenatz, der zwischen ihr und den meisten andern Mädchen des Dorfes besteht. „Ich bihn nee wie die andern.“ In ihrer Natur steckt eine tiefe Scham. Sie gehört zu den Frauen, die sich nur einem Manne öffnen, die nur einmal lieben und den bloßen Gedanken eines Wechfels als unrein empfinden. Es liegt in der Natur dieser Liebe, daß sie vieles verlangt, wie sie vieles giebt. Sie verlangt den Mann, von dem sie Besitz ergreift, ganz und ausschließlich. Breites Liebhaber darf keine andre kennen als sie. Ihre Liebe ist nicht lustig im gewöhnlichen Sinn, vielmehr ist sie ernst und schwer und mit dem Tiefsten ihrer Seele unlösbar verwachsen. Es ist nicht gut für Breite, daß sie so empfindet, denn ihr Liebhaber ist ein leichter Vursch und ein Zigeuner. Ein Zigeuner nicht nur in übertragener Bedeutung, sondern ein Zigeuner auch der Abstammung nach.

Die alte Schindler, die im Land umherzieht und den Bauern auf der Harfe etwas vorklimpert, hat ihren Sohn Joseph zur Arbeit erzogen. Joseph ist wie ein rechter Zigeuner am Wege geboren. Seinen Vater hat er nie gekannt. Er ging bald mit einer

Andern in die Welt. Die alte Schindlerin aber will nicht, daß ihr Sohn auch am Wege sterben soll. Darum hat sie ihn zur Arbeit erzogen und so ist er als Großknecht zu Gotthold Ephraim ins Haus gekommen.

Warum verliebte Breite sich in ihn? Vielleicht weil er ein tüchtiger Arbeiter war, vielleicht weil eine gewisse Schwermut über seinem Wesen lag, die ihn „anders“ machte, wie sie selbst auch „anders“ war, vielleicht auch nur, weil ihre Sinnlichkeit durch den fremdartigen und leidenschaftlichen Mann erregt wurde. Aber sei dem, wie ihm wolle: Breite liebte Joseph und sie liebte ihn mit der ganzen Tiefe, deren ihr Wesen fähig war.

Ein andres Mädchen hätte schwerlich den Mut gehabt, so gegen alle Bauerntradition zu handeln. In Breite aber steckte etwas vom Stolz und unbefugamen Willen des Vaters. Es that ihr nichts, daß die Bauern das fahrende Volk verachteten. Auch den Vater fürchtete sie nur, wie man einen ebenbürtigen Gegner fürchtet. Die Andern mochten denken, was sie wollten. Sie war nicht wie die Andern. Sie liebte Joseph und darum heiratete sie ihn. Sie muß ihr Schicksal selber tragen, so will sie's auch selber schmieden. Die alte Schindlerin hat nunmehr erreicht, was sie wollte. Ihr Sohn sitzt warm in einer großen Bauernwirtschaft und braucht nicht verlassen am Wege zu sterben. Die alte Schindlerin hat indessen die Rechnung ohne die Zigeunernatur ihres Joseph gemacht. Joseph hat sich nur mürrisch und mißmütig in das Ganze hinein-drängen lassen. Er liebt Breite, aber er liebt sie mit einer Liebe, die sie nicht einmal ahnen, geschweige denn verstehen kann. Er liebt, wie ein Zigeuner liebt. Die Liebe kommt wie ein Sturm und geht vorüber wie eine Krankheit. In diesem außerordentlich reizvollen Kontrast zwischen leichtem Zigeuner- und schwerem Bauernblut liegt das tragische Motiv der Dichtung. Ephraims Breite ist es, die tragisch untergeht. Als es sich heransstellt, daß Joseph seine Nächte bei einem schwarzhaarigen böhmischen Harfenmädchel verbringt, geht das Weib in ihr zu Grunde. Aber auch im Untergang bleibt Breite immer noch Breite. Nicht in Thränen und Klagen, mit einem Ruck wirft sie Mann und Glück von sich, um dann mit herber Entschlossenheit an die Arbeit zu gehen.

Man kann bei Beginn der Lektüre allerlei Bedenken hegen. Zwar fühlt man sofort den Dichter heraus; aber das Stück schreitet nicht vorwärts; es fehlt die dramatische Bewegung und Wucht. Der letzte Akt aber schlägt siegreich durch. Die herbe Größe der Bauerntochter wird schwerlich jemand vergessen, der sie auch nur halbwegs empfand. —

Erich Schlaifer.

Kleines Feuilleton.

am. Im Banne des Aberglaubens. Während die Dekadenten, die müden Erben einer alten Kultur, ihre verbrauchten Säume im Feinfelktus mühsam aufspeitigen und spiritistischen Anflug mit großen Gebärden und tiefstimmig scheinenden Worten treiben, blüht draußen im Lande noch der grobsinnliche Aberglauben, der die blaue Himmelswölbung als den Sitz des lieben Gottes und den Aufenthalt der zu Engeln gewordenen Menschenseelen ansieht, während er in den Tiefen der Erde den glühenden Höllenpfehl mit allen seinen Schreden vermutet. Neulich hat in München ein Staatsanwalt den sportlustigen Thomas Theodor Heine beim Ohrläppchen genommen, weil er durch allzu realistische Ausmalung himmlischer Herrlichkeit grob „getrimft“ haben soll: Sinn hat eine solche Staatsanwaltschaft nur in einem Mitleid, in dem derartige Anschauungen vom Metaphysischen gang und gäbe sind — freilich nicht in der karikierten Form. Und thatsächlich stecken noch unendlich weite Schichten unsres Volks in der betrübendsten Geistesfinsternis. Wir brauchen gar nicht pharisaisch auf die oft geschilderten Zustände in dem vermurdeten Tirol oder in den von Pfaffen zu Grunde gerichteten romanischen Nationen oder auf die halbbarbarischen russischen Ruschiks zu schauen: in unserm eignen Lande, dessen Volksschulverhältnisse mit ebenso kräftigem Phrasenschwall wie wenig Berechtigung fortwährend gerühmt werden, haben wir der dümlesten Gegenden noch gar viele. Von Zeit zu Zeit wirft einmal ein Prozeß ein grelles Licht auf fast ungläubliche Vorkommnisse, die städtische Presse, die sich auf ihre „Bildung“ was zu gute thut, macht ein paar lakonische Bemerkungen oder ein paar saule Wiße dazu, und damit ist die Geschichte abgethan. An eine systematische Aufklärung der Bewohner zurückgebliebener Gegenden denken die bürgerlichen Kreise um so weniger, als ja dort meist die sicheren Wahlkreise der für Thron, Altar und Besitz schwärmenden Parteien liegen! Im Gegenatz dazu bemüht sich die Socialdemokratie in langsamer, aber sicherer Kulturarbeit nach Kräften, auch in den finstersten Winkel Aufklärung zu schaffen. Was uns aber noch zu thun obliegt, das mag folgender Vorfall lehren.

Im Jahre 1898 wurde in Kaufbeuren in Bayern ein geradezu unerhörter Schwindel aufgedeckt, den die Eheleute Wolfart und ihre Tochter Agnes an dem Bauern Klotterisch verübt hatten. Diese Agnes war krank und behauptete, sie stände mit der Mutter Gottes in unmittelbarem Verlehr; zum Voten für diese merkwürdige Nachricht an die Familie Klotterisch bediente sie sich deren Tochter Josefa, eines fünfjährigen Mädchens, das infolge physischer Aufregung erkrankte. Nun begann das Geschäft: die kranke Agnes sagte nämlich, sie sei bereit, der Mutter Gottes Opfer für die Genesung des kleinen Mädchens zu übergeben und ihre

Heilung zu bewirken. Die wohlhabenden Kotterisch beeilten sich, ein Opfer, bestehend aus goldenen Ohrringen, ebensolcher Brosche und einem silbernen Löffel darzubringen; die kranke Agnes nahm die Gegenstände in Empfang mit dem Bemerken, daß sich die Mutter Gottes gewiß sehr darüber freuen werde. Ihre praktische Frau Mama verzeigte freilich die wertvollen Stücke sofort in dem höchst profanen Leihhause. Nachdem der erste Versuch so überraschend geglückt war, nahm der Schwindel bald die unglaublichsten Dimensionen an. Wer sich für die Einzelheiten interessiert, den verweisen wir auf einen im Verlage von Scholl in München erschienenen genauen Prozeßbericht, der zum Preise von vierzig Pfennigen zu kaufen ist und als Dokument menschlicher Dummheit seinen Wert besitzt. Hier wollen wir nur bemerken, daß durch Vermittlung der kranken Agnes Wolfart die Kotterischschen Eheleute Nachricht von der Vermählung eines ihnen gestorbenen Kindes im Himmel erhielten, daß ihnen die Mutter Gottes als Lohn für ihre starke Frömmigkeit nicht nur Viehe schrieb, sondern auch Schinken und Rauchfleisch aus dem Himmel schickte usw. Zehntausend Mark an Geld und Geldeswert hat das raffinierte Gaunertisolum seinen Opfern abgenommen, ehe es durch Zufall entlarvt und vor dem Landgericht in Kempten zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurteilt wurde.

Das war im Oktober 1898. Man sollte nun meinen, daß ein solcher Prozeß, der das gewaltigste Aufsehen machte, obgleich ihn natürlich die Kaplanspresse möglichst zu vertuschen suchte, auf lange Zeit gleichsam wetterreinigend gewirkt hätte. Weit gefehlt! In demselben Kempten, das vor einundneinhalb Jahre jenen Prozeß mit anfang, wurde in diesen Tagen ein fast ganz gleicher unverschämter Schwindel aufgedeckt. Offenbar werden nicht nur die Dummen nicht alle, sondern auch die Abergläubischen sind schwer aus der geistigen Finsternis zu befreien, um so schwerer, als bei ihnen die Grenze zwischen dem offiziellen katholischen Christenglauben und den Ausgeburten ihrer eigenen pseudoreligiösen Phantasie nur sehr schwer zu ziehen sind. Schon vor Jahren machte in Kempten die jetzt 45 Jahre alte Frau Victoria Leiprecht an sich selbst die Entdeckung, daß sie ungewöhnliche Eigenschaften besitze und mit dem „Jenseits“ in Verkehr zu treten vermöge. Wie sie diese Fähigkeiten ausnutzte, mag man daraus ersehen, daß sie ein förmliches „himmlisches Korrespondenzbureau“ eingerichtet hat, dessen Porto- und Spesenfähe durchaus nicht niedrig waren. Die Vermittlung der nach der Poststation: H i m m e l adressierten Sendungen übernahmen dort zwei gefällige Geister, nämlich die verstorbenen Schwwestern eines bei der Leiprecht wohnenden Maurers Namens Dreß. Dreß soll bei den Geistern in hohem Ansehen gestanden und mit der Zeit eine wahre Virtuosität in dem Herbeibringen nach himmlischen Neuigkeiten entwickelt haben. Es dürfte interessant sein, zu erfahren, wie sich die „Himmelskorrespondenz“ abwickelte. Erhielt z. B. der Sendbote Dreß davon Wind, daß irgend eine harmlose Seele — eine andre konnte man da nicht brauchen — gerne über die Zustände und Begebenheiten im Jenseits oder über das Befinden lieber Angehörigen dortselbst etwas erfahren möchte, so wies der Wiedermann die Bittbegierigen an die Adresse der Frau Leiprecht. Diese soll sich dann, nachdem sie den Himmlischen ein Opfer gebracht, in einem stillen Gemach in einen schlafartigen Zustand versetzt und den ihr erschienenen Geistern ihren Wunsch offenbart haben. Nach kurzer Zeit kamen die Nachrichten aus allen, selbst den entferntesten Teilen des „Himmels“ herbei und wurden durch die bekannten zwei Geister prompt der Frau Leiprecht, die sich mediumistische Veranlagung und Eigenschaften zuschrieb, in die Feder diktiert.

Das Geschäft war offenbar recht einträglich: der Frau Leiprecht wenigstens hat es ein Haus in Kempten eingebracht! Die Polizei war schon längere Zeit auf das Treiben aufmerksam gemacht worden, weil die Kundschaft gar zu groß wurde. Aber es gelang erst in diesen Tagen, den schlauen Betrüggern beizukommen. Was wird nun die Folge sein? Ein neuer Prozeß wird gemacht werden, die Inhaber des „himmlischen Korrespondenz-Bureaus“ werden ins Gefängnis wandern. . . . Aber dreihundert Jahre nach Giordano Bruno wird der Aberglaube weiterblühen und zahllose unglückliche Opfer in seinen Banden halten, bis es der unendlich schweren Aufklärungsarbeit gelungen ist, hier ein Erlöserwerk zu vollbringen. —

Theater.

Schiller-Theater: „Amphitryon.“ Ein Lustspiel nach Molière von G. v. Kleist. — Der ganze Glanz meiner Seele liegt in dem Stück, schrieb Kleist einmal von seiner „Penthesilea“. Er hätte das Wort auch von seinem „Amphitryon“ sagen können. Auch diese Dichtung ist mit dem ganzen Glanz seiner reichen Seele gesegnet. Das hohe Lied von der schönen und keuschen Alkmene ist in gewissen Momenten von priesterlicher Weihe. Wie strahlte bei einem Dichter die sinnliche Liebe reiner und heller als hier bei Kleist. Die erste Scene, in der Alkmene von dem Geliebten Abschied nimmt, wirkt in ihrer Glut so berauschend, daß man etwa einem antiken Gottesdienst, einem Fest der Schönheit beizuwohnen glaubt. Dazu kommt, daß die Dichtung von Kleistens Seele nicht nur den Glanz, sondern auch viele andre Güter geliehen hat. Von allen Grazien ist „Amphitryon“ beschenkt. Die Hoheit hat das Stück gesegnet und Frohsium und Laune haben es mit einem holden Blütenregen bedacht. Wie ein Märchen, das aus Reichtum und Glanz gewoben ist, zieht es über die Bühne, die an diesem Abend eine weite und frohe Welt bedeutet.

Die Fabel des Lustspiels liegt im Altertum. Amphitryon, der Feldherr der Thebaner, befindet sich in der Schlacht, aus der er eben als gekrönter Sieger heimzukehren gedenkt. Als er nun Theben erreicht und in die Arme seiner Alkmene zu eilen gedenkt, findet er in seinem Haus und in Alkmene's Armen einen andern — Amphitryon. Niemand anders als Jupiter, der heitere Göttervater, hat Amphitryons Gestalt geborgt, um in der Liebe Alkmene's die Schönheit seiner eigenen Schöpfung zu genießen. Merkur, der seinen olympischen Glanz in der niederen Gestalt des Dieners Sosias verborgen hat, begleitet ihn, um über den glücklichen Ausgang des lustigen Abenteuers zu wachen. Natürlich kommt es, als der wirkliche Feldherr mit seinem verschmigten Diener heimkehrt, zu tollen Verwechslungen und Szenen von grotesker Komik. Dann und wann aber wird die wilde Jagd verwegener Situationen unterbrochen, die Ruhe lehrt in die Dichtung ein und die Poesie läßt ihre stille Opferflamme leuchten. Als endlich die Verwicklungen den Höhepunkt erreicht haben, läßt Jupiter die irdische Maske fallen und zeigt sich unter Donner und Blitz in der leuchtenden Majestät seiner Göttlichkeit. Der ganze irdische Handel wird von der göttlichen Erhabenheit verschlungen, und das leichtfertige Abenteuer verwandelt sich am letzten Ende in eine göttliche Huldigung der Schönheit.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Wirkung des Schlußes durch Kleist ein wenig getrübt ist. Nachdem Jupiter sich entfüllt und alles Irdische aus dem Handel verschwunden war, führt Kleist noch einmal — sozusagen mit Gewalt — die Gedanken ins Irdische zurück. Amphitryon muß den Wunsch aussprechen, daß Alkmene dem Jupiter einen Sohn gebären soll und damit kommt etwas Familiäres in die Dichtung, das dem modernen Bewußtsein doch peinlich ist. Es mußte für Kleist alles darauf ankommen, das allzumenschliche Abenteuer Jupiters vom Glanz und der Allmacht des Gottes verschlingen zu lassen. Nachdem er das auch in großartiger Weise getan hat, reißt er uns in eigenstümiger Weise wieder ins lommene Leben zurück, indem er von Kindergebären und ähnlichen nichts weniger als göttlichen Dingen zu reden beginnt.

Das „Schiller-Theater“ sollte zu dem großen Verdienst, die Dichtung auf eine öffentliche Bühne gebracht zu haben, noch ein weiteres fügen. Nach den Worten des Amphitryon:

Im Staub! Du bist der große Donnerer
Und Dein ist alles, was ich habe —

sollte es den Vorhang fallen lassen. Dann hat er meines Ermessens die wertvolle Dichtung nicht nur für sich, sondern überhaupt für die deutsche Bühne erobert. Bisher ist nämlich das frische und ammutige Lustspiel noch von keiner öffentlichen Bühne in Deutschland gegeben worden. Es hat also etwa 100 Jahre alt werden müssen, um aufgeführt zu werden.

Die Aufführung gehörte zu den besten, die das „Schiller-Theater“ überhaupt geboten hat. Der schwierige Stil des Stücks, in dem Hoheit und ausgelassener Scherz so dicht nebeneinander liegen, wurde von allen Darstellern gut getroffen. In erster Linie sind Frau Wiede, Schmasow und Gregori zu nennen, die in führenden Rollen drei ebenbürtige Leistungen schufen. Frau Ehsoldt war im Spiel intelligent und fein; ihr Organ reicht aber für den ganzen Ton des Stücks nicht aus. Herr Päsche war als Merkur sehr lustig, während Patry als Jupiter zu sehr moderner und zu wenig göttlicher Bonvivant war. Schließlich gab es noch den „Zerbrochenen Krug“, in dem Thurner als Dorfrichter eine lebensvolle Leistung bot. — E. S.

oo. Das Carl Weis-Theater fährt fort, sich dem Ausstattungsstück der schauer- und mitleiderregenden Richtung zu opfern. Die Direktion mag ihr Publikum lemmen. Während die auf größere Zahlungsfähigkeit der Besucher gegründeten Schantempel in ihren Darbietungen mehr auf Ballett und Fleischschau halten, geht es auf der Bühne des Ostens nicht ohne schwere Verbrechen ab. Der Kerl mit der unglücklich schwarzen Seele stiehlt in der als realistisch bezeichneten Neuheit „Die Jagd nach dem Glüd“ wie ein gewiegter Finanzier, wirft dann auf einem Dampfer des ostasiatischen Lloyd mit dem Rute der Kaltblütigkeit einen Familienvater über Bord, erlöhnt sich in Japan dessen reiche Erbschaft anzutreten, stürzt auf dem Besub seine Frau in den Fenerschwund und führt endlich in Berlin, angeblich zur Beschwichtigung seines erwachten Gewissens eine ebenso reiche wie unschuldige Jungfrau an den Altar. So etwas kann erklärlicherweise nicht gut gehen und daher bricht dann spät, aber um so nachdrücklicher das Verhängnis über den Bösewicht herein. Alle Opfer des abscheulichen Menschen haben selbstverständlich durch eine wunderbare Fügung des Dichters ihr Leben gerettet, spielen am Schluß des Stückes „Wenn wir Toten erwachen“ und jagen den Intriganten durch ihr plötzliches Aufmarschieren so in Angst, daß er sich aus dem Fenster der dritten Etage Kopfüber auf das Berliner Straßensplaster hinabstürzt. Ein Drama von so losmopolitischer Allgewalt wäre an sich schon eines rasenden Beifalls sicher; um wieviel höher muß es vom Kennerpublikum des Ostend-Theaters eingeschätzt werden, nachdem es mit einer Schiffsdecoration, einer japanischen Landschaft, einem originell brennenden Leuchtturm, einem leibhaftigen Feuerpeidenden Berg und am Schluß noch mit einem lebenden Fels ausgestattet ist! Wir waren erschültert, als wir bei dieser Gelegenheit von neuem sahen, wie es mit dem Kunstempfinden weiter Bevölkerungsschichten heutigen Tages noch bestellt ist! —

Archäologisches.

— Aus der Heimat des Sophokles. Der „Ztg. Bg.“ wird geschrieben: Die griechische Archäologische Gesellschaft hat bei der Kapelle des heiligen Meletios, eine halbe Meile außerhalb Athens, die Begräbnisstätte des alten attischen Demos Kolonos gefunden. Die Kapelle liegt nördlich von der Stadt und nördlich vor dem Hügel Kolonos. Sophokles, der im Demos Kolonos geboren war, liegt daselbst an der Straße nach Deleleia begraben. In seinem „Oedipus auf Kolonos“ hat er der Heimat das schönste Denkmal gesetzt in der Schilderung jenes mit der Lieblichkeit eines südländischen Frühlings überkleideten Haines der Erinnen, in dem der blinde, greise, dem Tode nahe Oedipus rastet und stirbt. Schlegel identifiziert diesen Hain von Kolonos mit der Sophokleischen Poesie, welche ein heiliger Hain der dunklen Schicksalsgöttinnen sei, worin Lorbeer, Delbäume und Weiröhren grünen und die Lieder der Nachtigallen unaufhörlich tönen. Die Möglichkeit, daß aus den Gräbern von Kolonos Sophokleische Erinnerungen zum Vorschein kommen, ist nicht ausgeschlossen. Denn der große Dichter wurde dort nach seinem Tode als Gott verehrt. Die Vasenfunde vorerst sind jedoch schwarzfigurigen Stils, also aus der Zeit vor Sophokles. —

Kulturgegeschichtliches.

— Zur Geschichte der Kartoffel wird der „Leipz. Bg.“ geschrieben: Die Kartoffel ist 1649 von Holland her nach der Mark gebracht worden. Die erste Stelle, an der diese neue Frucht in Brandenburg angebaut wurde, war Berlin und zwar hier der Lustgarten bei dem Schlosse. Diesen Lustgarten, der 1573 angelegt, im 30jährigen Kriege aber wieder verkommen war, hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm wieder neu anlegen und durch seinen Gärtner Michael Hauff zu einem Lust- und Gemüsegarten einrichten lassen. Von diesem Garten gingen wichtige Anregungen für den Obst- und Gemüsebau in der Mark aus, hier wurden auch 1649 die ersten Kartoffeln in der Mark angepflanzt, deren Anbau von hier aus in die nach dem Muster des Lustgartens angelegten Gärten vieler märkischer Adliger überging. Der Arzt Dr. Elsholz, welcher 1657 eine Beschreibung der in dem Lustgarten seit 6 Jahren gezogenen Pflanzen anfertigte, nennt darunter: „Kartoffeln aus Holland. Solanum tuberosum esculentum, Nachtschatten mit knolligen Wurzeln, zur Speise dienlich (Grüblinge, Erbhirnen), alhier muß man nicht verstehen die Erdmorcheln, welche sind ohne Stengel und Blätter, als welche von den Welschen auch Tarruffeln genannt werden, sondern sie gehören unter das Geschlecht der Nachtschatten.“ Man kannte übrigens damals nur die „roten“ Kartoffeln, während die weißen erst mehrere Jahre später aufkamen. 1657 nennt Dr. Elsholz die Kartoffel noch als „Lustgartenpflanze“, 1664 bezeichnet er sie schlechtthin als Küchenwurzel, 1684 unterscheidet er bereits zwischen einer weißen und roten Art, und in seinem 1682 erschienenen „Dialikon, oder neuen Tischbuch“ sagt er von der Kartoffel: „Man ißt aber diese Tarruffeln teils zur Lust und Veränderung, teils als eine nährende Speise, weil sie nunmehr ziemlich gemein bei uns worden.“ Ein wirkliches Volksernährungsmittel war damit die Kartoffel freilich noch nicht geworden, noch im 18. Jahrhundert begegnete man ihr auch vielfach mit unverschämtem Mißtrauen. Einer der fanatischsten Gegner der Kartoffel war der berühmte oder besser wohl berühmte Helmstädter Professor, Vielwisser und Charlatan Gottfried Christian Weireis (1730—1809). In Wort und Schrift eiferte Weireis gegen den Genuß der Kartoffel, die er als Ursache aller möglichen und unmöglichen Krankheiten und sonstigen Uebel bezeichnete. Daß der Herr Professor diese verderbliche Pflanze natürlich auch äußerst übelnehmend fand, liegt auf der Hand. Eines Tages jedoch sollte seiner Allweisheit ein übler Streich gespielt werden. Dem zu einem Gastmahl geladenen Herrn Professor mundete ein ihm bisher unbekanntes Gericht ganz besonders, er wußte seiner Befriedigung über diese Leistung der Kochkunst gar nicht genügenden Ausdruck in allen erdenklichen Lobpreisungen zu geben, bis ihm schadenfroh die Auskunft erteilt wurde, daß von ihm so über alle Maßen gelobte Gericht sei aus der von ihm bisher so arg geschmähten Kartoffel hergestellt worden. Aber Weireis verlor seinen Augenblick seine Fassung, er schlug sich vor den Kopf und rief emphatisch: „Da sieht man wieder einmal deutlich die Wirkung dieses verderblichen Gewächses, sein Genuß hat mich so verwirrt, daß ich nicht einmal mehr einen guten von einem üblen und elesterregenden Geschmack zu unterscheiden weiß. Einige Rezepte für die damals gebräuchliche Einrichtung der Kartoffel giebt uns Dr. Elsholz vom Jahre 1664. Er schreibt: „In den Küchen werden sie (die Kartoffeln) vornehmlich auf vielerlei Art zubereitet. Erstlich siedet man sie im Wasser mürbe, und wenn sie erkaltet, so zieht man ihnen die auswendige Haut ab, alsdann giehet man Wein darüber und läßt sie mit Butter, Salz, Muskatensüßwurz und dergleichen Gewürz von neuem kochen, so sind sie bereit. Darnach kann man sie mit Hüner-, Rind- oder Kalbfleischbrühe kochen und abwürzen, oder sie auch an Rind- und Hammelfleisch thun. Oder man schneidet die abgelochten Tarruffeln in runde Scheiben und bratet sie in der Pfanne. Oder viertens man schneidet Zwiebel und Essig daran und laßt es also durchbraten.“ —

Technisches.

— Baustoffe für Berliner Häuserfronten. Das Baumaterial, welches zu den Berliner Neubauten verwendet wird, ist, wie wir der „Thonindustrie-Zeitung“ entnehmen, immer reich-

haltiger geworden, und wer die im Entstehen begriffenen Häuser mustert, wird eine wahre Musterflora von neuen Materialien finden, mit deren Hilfe den Fronten ein schärferes Aussehen als den älteren Fassaden verliehen wird. Dem Verblendziegel und dem Fassadenputz ist schon seit geraumer Zeit ein gewichtiger Konkurrent im Sandstein erwachsen, wie denn überhaupt Sandsteinfassaden bei unsren Monumentalbauten stark bevorzugt werden. Neuerdings gelangen auch für die Verblendung der Fronten vielfach weiße Porzellansteine zur Verwendung, die sich recht sauber ausnehmen und dem Putzbau bei weitem vorzuziehen sind. Früher hat man sie mit Vorliebe zur Verblendung der Hoffronten benützt, dann aber hat man gefunden, daß sie sich auch in den Straßenfluchten recht gut ausnehmen. Zuerst sind die weißen Steine in England hergestellt worden, dann auch bei uns, so daß sie jetzt weit billiger als früher zu beziehen sind. Das Bemalen der Fronten mit ornamentalen und figurativen Kompositionen in wetterbeständigen Farben hat verhältnismäßig wenig Anklang gefunden. Auch das in Italien vielfach zur Anwendung gebrachte Sgraffito hat sich nicht eingebürgert und ist nur auf einige wenige Bauten beschränkt geblieben. Eine besondere Vorliebe bringt man jetzt der Ausstattung der Dächer entgegen. Das Dach mit seinen Schornsteinen ist jetzt mehr als früher in Frontwirkung hineingezogen, indem man vor allem als Material der Deckung bunt glasierte Ziegel oder wenigstens solche von roter Farbe wählt. Die roten Dachziegel, zu denen meist die alte Form von Mönch und Nonne gewählt wird, sehen etwas schreiend aus und bedürfen längerer Witterungseinflüsse, um einen milden ansprechenden Ton zu erhalten. Bei alledem ist die Eindachung mit deutschem und englischem Schiefer noch immer flott im Gange. Beim innern Ausbau hat sich in jüngster Zeit für Scheidewände der Korkstein Bahn gebrochen, da er ein leichtes spezifisches Gewicht hat und ein sehr gutes Wärme- und Schall isolierendes Mittel ist, das zudem bei einem Brande nicht in hellen Flammen brennt, sondern nur verkohlt. Obenan stehen aber nach wie vor die tragfähigen Nabischen Drahtputzwände und ganz besonders die Monier-Wände, Cementputzdrahtwände von großer Feuerfestigkeit und gleichfalls großer Tragfähigkeit. — („Techn. Rundsch.“)

Humoristisches.

— Anders gemeint. Reisender (enttäuscht): „So, Herr Reiter befindet sich auf der Hochzeitsreise? Das bedauere ich sehr!“
Wirtshafterin: „Nicht wahr . . . der arme, junge Herr!“ —
— Vornehme Abstammung. „ . . . Ist jener Herr wirklich von so vornehmer Abstammung?“
„Und ob! Ich glaube, der ist schon mit Podagra auf die Welt gekommen.“ —
— Jägerlatein. Sonntagsjäger: „Ich habe zu Hause einen Fuchs, der mit seiner Fabne Staub wischt . . .“
Förster: „Das ist noch gar nichts — ich besitze daheim einen zahmen Eber, den ich zum Zeitungsausschleiben abgerichtet habe!“ — („Wegend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Die Aufführung des „König Oedipus“ von Sophokles in der Uebereignung Willanowitz-Möllendorff, die der akademische Verein für Kunst und Litteratur plant, ist für Sonnabend, den 24. Februar, im Berliner Theater angesetzt. Der Vorstellung wird ein szenischer Prolog von Hugo v. Hofmannsthal vorausgehen. —
— In Rembrandt-Zimmer des Berliner Museums ist für einige Tage ein hervorragendes Gemälde von Rembrandt aus dem Besitz des kunstgelehrten Breidius ausgestellt. Es war in zwei Teile zerfallen und ist jetzt restauriert. Dargestellt ist „David vor Saul“. —
— Für den Simon-Preis hat die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Geschichte der Autobiographie im strengsten Sinne (mit Ausschluß aller Memoirenlitteratur) als Aufgabe gestellt. Es sind zwei Preise von 5000 und 2500 M. ausgesetzt. Das Urteil erfolgt in der Leibniz-Sigung des Jahres 1905. —
— August Bungert hat dem Dresdener Hoftheater einen neuen Teil seiner „Odysseus-Tetralogie“, die „Nausikaa“ eingereicht. Das Werk soll noch im Mai herausgebracht werden. —
— Joseph Hellmesberger wird erster Kapellmeister der Wiener Hofoper und zugleich Kapellmeister des Burgtheaters. Stella Hohenfels scheidet aus dem Verbands des Burgtheaters und folgt ihrem Gatten, Baron von Berger, an das Hamburger Stadttheater. —
— Die Kammerfängerin Marie Renard wurde bei ihrer Abschiedsvorstellung in der Wiener Hofoper mehr als hundertfünfzigmal gerufen. Bei der Heimfahrt wollten junge Leute die Pferde ausspannen sie wurden nur durch das Eingreifen von Schutzleuten daran gehindert. —
— Ein Schubert-Denkmal von dem Wiener Bildhauer Trautzl wird in Gablonz (Nordböhmen) errichtet. —